

Die sogenannte „Judenfrage“ bei Fontane

– *Erstaunliche Überraschungen und tiefsitzende Schocks* –

von Dr. Gotthard Erler *

Im Wintersemester 1954/55 habe ich bei Hermann August Korff in Leipzig meine Diplomarbeit über das „Gesellschaftsbild in den späten Romanen Fontanes“ geschrieben. Im akademischen Bereich war das damals noch ein abgelegenes, fast exotisches Thema. Möglicherweise wurde meine ohnehin vorhandene Neigung zu dem Autor durch die Briefe an den jüdischen Juristen Georg Friedlaender befördert, die der Göttinger Germanist Kurt Schreinert gerade bei Quelle und Meyer herausgegeben hatte. Diese Sammlung brachte ein weithin unbekanntes Fontane-Bild mit ungewohnten Akzenten an die Öffentlichkeit und markiert den Beginn dessen, was man später mit dem vagen Begriff der „Fontane-Renaissance“ bezeichnete: nämlich die weltweiten wissenschaftlichen Bemühungen und das zunehmende Interesse einer rasch wachsenden Lesergemeinde.

Ich setzte also auf ein Steckenpferd, das sich nicht als hölzerne Mähe, sondern als fruchtbare Stute erweisen sollte (Pardon für das drastische Bild!): Briefe und Tagebücher, erzählende Texte und publizistische Arbeiten lagen ungedruckt (oder unzulänglich ediert) in großer Fülle in den Archiven. Ich konnte im Laufe der Jahre manches davon herausgeben und für Forscher und Fans bewegende Überraschungen bereitstellen: die vollständige Fassung des Nachlassromans „Mathilde Möhring“, die Tagebücher, die Korrespondenz mit dem Ehepaar Merckel und vor allem den Ehebriefwechsel.

Doch der Erfolg all dieser Editionen, die dem Fontane-Bild jeweils neue Züge hinzufügten, war nicht mit dem Schock zu vergleichen, der mich überkam, als ich – unter

* Vortrag zum 31. Pankower Waisenhausgespräch am 6. Mai 2014 im Ehemaligen Jüdischen Waisenhaus in Berlin Pankow

anderem – die folgenden Notizen Fontanes zur „Judenfrage“ erstmals in seiner Handschrift vor mir liegen hatte: die Eintragung aus dem Schlesien-Notizbuch von 1872, den Brief an Mathilde von Rohr vom 1. Dezember 1880 und das Tagebuch vom 1. Januar 1881.

Schlesien 1872

Die Stadt [Breslau] im Ganzen wirkt *sehr* gut; der neue wie der alte Theil haben ihre Vorzüge und Reize; nur die *Bevölkerung* macht in dem Mittelpunkt der Stadt und den angrenzenden alten Straßen *keinen* guten Eindruck. *Zu* viel Juden, zu viel Unsauberkeit und Häßlichkeit. [...] Alles was zur Brunnen-Anlage [in Salzbrunn]gehört, liegt dicht zusammen [...] Man wird an Kissingen und Warmbrunn erinnert; Salzbrunn hat indessen etwas schlesisch-Gemüthliches in der Anlage voraus. Es liegt das in dem vielen Laubholz und Plantagenwerk. Ungenießbar wird es indessen durch die Unmasse von Juden, die sich umhertreiben, und nicht feinste Art. Es ist geradezu Juden-Badeort. Dazu gesellen sich die Polen, wodurch es – bei allem Respekt vor diesen – für einen Deutschen nicht gerade angenehmer wird.

An Mathilde von Rohr, 1. Dezember 1880

Nichts von den großen Dingen, nicht einmal von der „Judenfrage“, sosehr mich diese bewegt und geradezu aufregt. Nur so viel: ich bin von Kindesbeinen an ein Judenfreund gewesen und habe persönlich nur Gutes von den Juden erfahren – dennoch hab ich so sehr das Gefühl ihrer Schuld, ihres grenzenlosen Übermuts, daß ich ihnen eine ernste Niederlage nicht bloß gönne, sondern wünsche. Und das steht mir fest, wenn sie sie jetzt *nicht* erleiden und sich auch nicht ändern, so bricht in Zeiten, die wir beide freilich nicht mehr erleben werden, eine schwere Heimsuchung über sie herein.

Tagebuch, 1. Januar 1881

Zweidrittel aller Menschen im Theater [Gutzkow, „Königsleutnant“] waren Juden; ich habe nichts dagegen und gönne es ihnen; aber es gibt doch zu allerhand ängstlichen Betrachtungen Veranlassung, die man mit humanistischen Redensarten, sie mögen so schön und so aufrichtig gemeint wie sie wollen, nicht aus der Welt schaffen wird. Staat und Gesetzgebung müssen bei Zeiten helfen, sonst wird es schlimm

Fatale Differenz zwischen dem öffentlichen und dem privaten Fontane

Dass wir derartige Äußerungen *nicht* im Lichte unserer Erfahrung, nicht im Zeichen von Auschwitz be- und verurteilen dürfen, ist für mich selbstverständlich (zumal sie sämtlich erst lange nach dem Untergang des NS-Reichs gedruckt worden sind), aber wir dürfen sie auch nicht unbeachtet lassen oder beiseite schieben (wozu die Fontane-Gemeinde in der Vergangenheit oft neigte). Und wir müssen vor allem stets im Auge behalten, dass die angeführten sowie die ungezählten weiteren einschlägigen Bemerkungen ausschließlich brief- und tagebuchverborgen überliefert und zu Lebzeiten des Autors nicht publiziert worden sind. Unbestreitbar ist freilich, dass Fontane die antijüdischen Ressentiments seiner Zeitgenossen weitgehend geteilt, aber nie öffentlich gemacht hat.

Diese Haltung unterscheidet ihn eindrucksvoll von den tatsächlichen Antisemiten seiner Tage, die ihre Meinung vehement und in aller Öffentlichkeit kundtaten. „Die Juden sind unser Unglück“, formulierte Professor Heinrich von Treitschke, Hofprediger Adolf Stoecker bekannte sich von der Kanzel herunter zu seinem Anti-Judentum, und Richard Wagner trat schon 1850 in seinem Essay „Das Judentum in der Musik“ mit grässlichen antisemitischen Attacken gegen Mendelssohn-Bartholdy und Giacomo Meyerbeer hervor.

Es ist, aus meiner Sicht, völlig unzulässig, Fontane in diese makabre Phalanx einzugliedern. Wenn zum Beispiel die Kolumnistin Anetta Kahane 2010 in der „Berliner Zeitung“ die gehäuften neonazistischen Umtriebe in Neuruppin auf Fontanes vermeintlich antisemitische Romane zurückführen will, so decouvriert sie sich in einer peinlichen Unkenntnis des Autors. Und auch der Historiker Martin Subrow (Interview im „Spiegel“ März 2014 über Sinn und Unsinn von Straßen-Umbenennungen) greift, wenn er vor vor-eiligen Entscheidungen warnt, daneben, wenn er auf Martin-Luther-Krankenhäuser *und* Theodor-Fontane-Schulen in einem Atemzug verweist; denn ein Pamphlet wie Luthers „Von den Jüden und ihren Lügen“ (1543) findet sich nirgends bei Fontane. Und welches Unheil selbst ein Fontane-Freund wie Gordon Craig anrichten konnte, zeigt seine Rezension der erstmals 1994 veröffentlichten Tagebücher in der „New York Times“,

wobei er die oben angeführte Stelle vom 1. Januar 1881 zitiert und die Redaktion das berühmt-berüchtigte Foto dazustellen, das die Exekution eines Juden durch einen Wehrmachtssoldaten zeigt.

„Hinterm Berg wohnen auch Leute“

Bei alledem muss die Fontanistik mit der Tatsache zurechtkommen, dass in Fontanes an sich tolerantem Welt-Verständnis beim Stichwort „Juden“ eine fatale Lücke klafft.

Wenn man den „Stechlin“-Roman als Fontanes Vermächtnis versteht, so ist er vom „großen Zusammenhang der Dinge“ und von der unvermeidlichen Veränderung der Gesellschaft überzeugt: „Es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe der Stechlin.“ Der romantische, scheinbar so beschaulich daliegende Stechlinsee ist ein heimlicher Revolutionär und ein Symbol für die dialektischen Beziehungen von Kleinem und Großem. Wir haben das in DDR-Zeiten durchaus als Aufmunterung und Vorhersage verstanden: „Sich abschließen heißt sich einmauern und sich einmauern bedeutet Tod“, wie es im 29. Kapitel heißt.

Das sagt Fontane, der Märker und Preuße, der jedoch ein Europäer nach Erfahrung und Weltsicht ist und ein ausgewogen-kritisches Verhältnis zu Heimat und Fremde hat. Er wandte sich zeitlebens gegen jegliche Form von „Provinzialsimpelei“, gegen borniertes Festhalten an überholten Traditionen und an Heimattümelei. Sein Bekenntnis zu Weltoffenheit und Toleranz brachte er mehrfach auf die Formel: „Hinterm Berg wohnen auch Leute, und mitunter noch ganz andere.“ In diesem Sinne finden sich überall bei Fontane Ansätze zu globalem Denken: es gäbe schließlich keine Entfernungen mehr, und man habe keine andere Heimat als die Erde; erst durch genaue Kenntnis der Welt könne man den wirklichen Wert der Heimat schätzen, und das sei dann „fester Patriotismus“; oder: „An der Themse wächst man sich anders aus als am Stechlin“.

Diese sympathischen Denk-Strukturen versagen freilich, wie angedeutet, weitgehend bei den Juden, und die Lücke wird mit zunehmendem Alter breiter, was allerdings am Romanwerk nicht abzulesen ist.

Juden als freundlicher Bestandteil der (Roman-)Gesellschaft

Jüdische Gestalten gibt es in fast allen Romanen und Romanplänen Fontanes, und ihnen haftet nichts Zerrbildliches an. Ein paar Beispiele:

Über das Fragment gebliebene Projekt „*Storch von Adebar*“ schreibt er am 30. Juli 1881 an Gustav Karpeles: „Rebecca Gerson von Eichroeder ist ein reizendes Geschöpf und viel, viel mehr eine Verherrlichung des kleinen Judenfräuleins als eine Ridikülisierung. Dies tritt sogar so stark hervor, daß es mich etwas geniert. Ich kann es aber nicht ändern; die ganze Geschichte würde von Grund aus ihren Charakter verlieren, wenn ich statt Rebeckchen eine Geheimratsjöhre einschieben wollte. Noch weniger geht ein reiches Bourgeoisbalg; reiche Jüdinnen sind oft vornehm (worauf es hier ankommt), Bourgeoisbälge nie.“

„*L'Adultera*“ spielt fast ausschließlich im jüdischen Bankiermilieu. Van der Straaten ist getaufter Jude holländischer Herkunft. Sein Gegenspieler Ebenezer Rubehn, der mit Melanie durchbrennt und mit ihr glücklich wird, ist getaufter Jude aus Frankfurt. Bei aller Ungehobeltheit van der Straatens herrscht im Haus eine kulturvolle Atmosphäre. In den „*Poggenpuhls*“ suchen die verarmten Adligen durch Heirat mit reichen jüdischen Bankierskindern aus ihrer Misere herauszukommen (die Bartensteins in Berlin, Esther Blumenthal in Thorn). Im „*Stechlin*“ gibt es den jungen jüdischen Arzt Dr. Moscheles, der sozialdemokratische Neigungen hat, und in Gransee sitzen Baruch und Isidor Hirschfeld, die Inhaber eines florierenden Tuch- und Modegeschäfts, die mit ihren Darlehen die Klitsche des alten Dubslav von Stechlin aufrecht erhalten.

In „*Mathilde Möhring*“ sind im westpreußischen Woldenstein die Juden Silberstein und Isenthal die einzig klugen, vernünftigen Leute inmitten einer schrecklichen Gesellschaft von zwielichten arischen Figuren. In „*Effi Briest*“ schließlich lässt Fontane den ultrakonservativen alten Güldenklees in einem Toast verkünden: „Viele Ringe gibt es, und es gibt sogar eine Geschichte, die wir alle kennen, die die Geschichte von den ‘drei Ringen’ heißt, eine Judengeschichte, die, wie der ganze liberale Krimskrams nichts wie

Verwirrung und Unheil gestiftet hat und noch stiftet. Gott bessere es.“ Das ist Figurenrede und muss nicht Autormeinung sein. Immerhin aber schreibt Fontane am 12. August 1883 an seine Frau, als sich die Einstellung eines katholischen Dienstmädchens zerschlagen hat, ganz ähnlich: Das Unheil, das Lessing mit seiner Geschichte von den drei Ringen angerichtet hat, sei „kolossal“.

Antisemitisches lässt sich Fontanes Romanen also wirklich nicht nachsagen, und im Grunde hat er Jahrzehnte früher sein Verhältnis zu den Juden schon einmal definiert – aber für die Öffentlichkeit verborgen, denn seine Rezension von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“ war 1855 anonym erschienen und wurde zu Lebzeiten Fontanes nicht als Arbeit von ihm bekannt. Darin heißt es nahezu programmatisch:

„Der Verfasser mag uns glauben, wir zählen nicht zu den Judenfreunden, aber trotz alledem würden wir Anstand nehmen, in dieser Einseitigkeit unsere Abneigung zu betätigen. Wohin soll das führen? Die Juden sind mal da und bilden einen nicht unwesentlichen Teil unserer Gesellschaft, unseres Staates. Zugegeben, daß es besser wäre, sie fehlten oder wären anders, wie sie sind, so wird uns doch umgekehrt der Verfasser darin beipflichten, daß es nur zwei Mittel gibt, sie loszuwerden: das mittelalterliche Hepp, Hepp mit Schafott und Scheiterhaufen oder eine allmähliche Amalgamierung, die der stille Segen der Toleranz und Freiheit ist. Es erscheint uns als eine Pflicht des Schriftstellers – und je höher er steht um so mehr –, alle Empfindungen zu nähren, die jener Toleranz günstig sind, und der Verfasser selbst wird kaum von sich behaupten können, daß er dieser Forderung nachgekommen sei.“

Lebenslange Auseinandersetzung mit der „Judenfrage“

Allmähliche Amalgamierung im Zeichen von Toleranz und Freiheit – nach dieser Devise hat Fontane offenbar problemlos im privaten wie im geschäftlichen Leben mit jüdischen Mitbürgern verkehrt. Die Liste seiner Freundschaft und Bekanntschaften ist lang:

Ludwig Pietsch, sein Kollege bei der „Vossischen Zeitung“, Julius Rodenberg, der Herausgeber der einflussreichen „Deutschen Rundschau“, die mehrere seiner späten Bücher zu guten Honoraren vorabdruckte,

Wilhelm Hertz, der Verleger der „Wanderungen“ und der Gedichte,
Wilhelm Wolfsohn, der polyglotte Freund in jungen Jahren,
Max Liebermann, der die schönsten Altersporträts schuf,
Paul Meyer, Anwalt und Testamentsmacher,
Otto Brahm, der Kritiker und Theatermann,
Fritz Mauthner, der als erster den Mut hat, „Stine“ zu drucken,
Moritz Lazarus, der Berliner Völkerpsychologe,
Georg Friedlaender, der Schmiedeberger Amtsgerichtsrat und Empfänger der be-
kenntnisreichen Altersbriefe.

Nicht zu vergessen Fontanes Patensohn Hans Sternheim und der sich für den Erzäh-
ler Fontane engagierende Literaturkritiker Eduard Engel – beide in Auschwitz umge-
bracht.

Verfolgt man die „Judenfrage“ in Fontanes Briefen und anderen autobiographischen
Aufzeichnungen, dann stößt man immer wieder auf unterschwellig Antijüdisches. Unan-
genehme Reisegefährten entpuppen sich oft als Juden. Das liest sich dann so wie im
Brief an Frau Emilie vom 11. September 1855: „Mir gegenüber im Coupé saß Frau Op-
penheimer, eine reiche Jüdin aus Hamburg, die mich ganz gut unterhielt und nur in den
letzten Stunden etwas unbequem wurde, weil gewisse Muskeln ihres Organismus nicht
mehr luftdicht schlossen. In Hamburg verzieh ich ihr diese kleine Schwäche wieder, weil
ich nie in meinem Leben so etwas von zärtlichem Empfang gesehn habe.“

In den privaten Berichten aus der Sommerfrische ist meist das Lästermaul Fontane zu
hören, der ähnlich medisant auch über nicht-jüdische Berliner herzieht; etwa am 17. Au-
gust 1893 aus Karlsbad an die Tochter: „Ich hätte nie geglaubt, daß es soviel Juden in
der Welt überhaupt gibt, wie hier auf einem Hümpel versammelt sind. Ich halte so viel
von den Juden und weiß, was wir ihnen schulden, wobei ich das Geld noch nicht mal in
Rechnung stelle; aber was zu toll ist, ist zu toll; es hat etwas – auch vom Judenstand-
punkt aus angesehen – geradezu Ängstliches.“

Immer wieder fällt in derartigen Notizen das Ambivalente seiner Position auf: Respekt

einerseits und Ablehnung in fast gehässiger, ja rassistischer Form; an die Tochter am 21. August 1893 aus Karlsbad: „Die Juden können froh sein, daß ein Lump und ein Verückter, Ahlwardt und Paasch, den Antisemitismus in die Hand genommen haben, die *eigentlichen* antisemitischen Prediger sind sie selbst. Die Phrase vom ´unterdrückten Volk´ existiert immer noch; dabei lassen sie aber alle Welt nach ihrer Pfeife tanzen, und selbst die Kaftan-Juden mit der Hängelocke, die hier Weg und Steg unsicher machen, tragen etwas von Trotz und Übermut zur Schau. Sind auch berechtigt dazu.“

(In Parenthese: Ich lese gerade die Bücher des jüdischen Historikers Shlomo Sand, Professor an der Universität Tel Aviv, über die „Erfindung des jüdischen Volkes“ und die „Erfindung des Landes Israel“, 2010 und 2013 im Propyläen Verlag erschienen – aufregende Studien über jüdische Mythen und engagierte Streitschriften für das Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser. Sand geht auch der Entstehung der zionistischen Bewegung Theodor Herzls und deren aggressiv nationalistischen Grundlagen nach, die Fontane durchaus wahrgenommen haben könnte.)

Und ich will noch ein zentrales Bekenntnis zitieren, das Fontane am 12. Mai 1898, also ein paar Monate vor seinem Tod, einem Brief an Friedrich Paulsen anvertraut: „Auch der Hoffnungsreichste hat sich von der Unausreichendheit des Taufwassers überzeugen müssen. Das jüdische Volk ist, trotz all seiner Begabungen, ein schreckliches Volk, *nicht* ein Kraft und Frische gebender ´Sauerteig´, sondern ein Ferment, in dem die häßlicheren Formen der Gärung lebendig sind – ein Volk, dem von Uranfang an etwas dückelhaft Niedriges anhaftet, mit dem sich die arische Welt nun mal nicht vertragen kann. [...] es wäre besser gewesen, man hätte den Versuch der Einverleibung *nicht* gemacht. Einverleiben lassen sie sich, aber eingeistigen nicht. Und das alles sage *ich* (muß es sagen), der ich persönlich von den Juden bis diesen Tag nur Gutes erfahren habe.“

Die „Judenfrage“ war mit Sicherheit auch ein Dauerthema bei den häuslichen Gesprächen mit Tochter Martha und Ehefrau Emilie in der Potsdamer Straße 134 . Emilie schreibt, um ein Beispiel zu geben, am 12. Juni 1884 an ihren Mann über den Besuch einer Gustav-Richter-Ausstellung in Berlin: „Ich habe für Richters Bilder gar keine

Bewunderung und ärgere mich über die hochmütigen und leeren Aristokraten-Visagen wie über die geldsatten Semiten. Und nun gar die Verherrlichung seiner *eigenen* Judensippe. Am meisten hat mich sein *eignes* letztes Portrait ergriffen, wo schon nichts mehr von Jugend, Lebensgenuß und Weltlichkeit mitspricht.“

In diesem Sinne hat man – wie es im Familienjargon hieß – gewiss einvernehmlich „gepapelt“. Und die geläufigen Begriffe waren: Judenklüngel – Judenbengel – Judenbengelgebaren – pratschige Juden – Dummpfiffigkeit seines Stammes – Verjüdelung des Lebensgenusses – Judenmuschpoke.

Ins Bild gehört aber auch die aus Kindertagen herrührende Beziehung Emilie Fontanes zu Gerson Bleichroeder, dem jüdischen Bankier Otto von Bismarcks, der der theaterbegeisterten Emilie mehrfach seine Loge in der Oper Unter den Linden zur Verfügung stellte. Aus dem persönlich-anekdotischen Bereich stammt ferner der Briefbericht vom Bismarck-Geburtstag, 1. April 1895 an Martha. Fontane beschimpft den Exkanzler in gewohnter Weise, der eine „reine, helle Bewunderung in mir nicht aufkommen läßt. Etwas fehlt ihm und gerade das, was recht eigentlich die Größe leiht.“ Und dann fährt er, Schiller zitierend in schulterklopfender Vertraulichkeit oder in ironischer Sympathie fort: „Jude Neumann, uns gegenüber, hat auch nicht geflaggt, und Arm in Arm mit Neumann fordre ich mein Jahrhundert in die Schranken.“

In bleibendem Zwiespalt

In „Fontanes Welt“ (wie Helmuth Nürnberger seine subtile Biographie genannt hat) gibt es in der „Judenfrage“ Ambivalenzen, Brüche und Widersprüche, wohin man schaut. Offenbar unterscheidet er meist, aber keineswegs stets, zwischen den längst assimilierten („amalgamiert“) Juden, die er primär gar nicht als „jüdisch“ empfand, und der großen Zahl nicht assimilierter, im Gefolge der Gründerjahre rasch reich gewordenen Juden; er spricht vom „galizisch-wolhynischen“ Judentum, mit dem er immer wieder scharf ins Gericht geht.

Persönlich bekundet er seinen Respekt vor den bedeutenden jüdischen Gestalten in Wissenschaft und Kultur, und er bestätigt regelmäßig, dass er „von Juden“ sein Leben lang „nur Gutes“ erfahren habe. Diese Einstellung verträgt sich bei ihm mit generellen Vorbehalten, ja mit partiell bössartiger Kritik am Judentum allgemein.

Aufschlussreich für seine zwiespältige Position ist, dass er sich mehrfach auf den Ausspruch des Berliner Realschul-Professors Adolf Lasson beruft, der ihm gesagt haben soll: „Sonderbar, die Juden bei uns thuen die deutsche Kulturarbeit, und die Deutschen leisten als Gegengabe den Antisemitismus.“ Kommentar Fontane: „Kolossal richtig, leider die erste Hälfte noch richtiger als die zweite.“ Ganz ähnlich hat er es 1896 in einem Brief an Horwitz formuliert.

Schade, dass Fontane den geplanten Aufsatz über die „Juden in unserer Gesellschaft“ (1893) nicht geschrieben hat. In vorbereitenden Notizen findet sich immerhin folgende Stelle:

„Ahlwardt und seine Ungeheuerlichkeiten. Dies zuerst ausführlich behandeln und als unmöglich hinstellen. Ich bin nicht eigentlich ein Philosemit, mir ist das Germanische lieber. Eine hübsche germanische Frauengestalt ist mir lieber als eine jüdische Schönheit, es ist mir angenehmer, Land- als Stadtleben zu sehn, zum Teil weil das Jüdische da fortfällt, ich liebe die Länder (leider nur wenige noch), wo das Volk germanisch ist, namentlich Skandinavien. – Dann: ihre Berühmtheiten überall. – Dann die Juden als Träger feiner Bildung und Sitte. Natürlich vielfach nicht. Aber vielfach *doch*.“ An manchen anderen Stellen hat er „jüdisch“ und „germanisch“ auch genau umgekehrt bewertet, und der Schluss der Notiz belegt ohnehin seine weitreichende Unsicherheit.

Ich verweise abschließend noch auf ein paar weitere charakteristische Merkmale auf diesem „weiten Feld“. Fontane hat in seinem (zunächst ebenfalls privat gebliebenen) Gedicht „An meinem Fünfundsiebzigsten“ humoristisch auf eine Wende in der zeitgenössischen Rezeption seines Werkes aufmerksam gemacht. Nicht der märkische Adel, den er kritisch umworben hatte, sondern die bürgerlich-jüdische Intelligenz und die Mittelschicht lesen und feiern ihn:

Hundert Briefe sind angekommen,
Ich war vor Freude wie benommen,
Nur etwas verwundert über die Namen
Und über die Plätze, woher sie kamen.
[...]
Ich dachte, von Eitelkeit eingesungen:
Du bist der Mann der „Wanderungen“,
Du bist der Mann der märk´schen Geschichte,
Du bist der Mann der märk´schen Gedichte [...]
An der Schlachten und meiner Begeisterung Spitze
Marschierten die Pfuels und Itzenplitze,
Marschierten aus Uckermark, Havelland, Barnim
Die Ribbecks und Kattes, die Bülow und Arnim,
Marschierten die Treskows und Schlieffen und Schlieben,
Und über alle hab ich geschrieben.

Aber die zum Jubeltag kamen,
Das waren doch sehr, sehr andre Namen,
Auch „sans peur et reproche“, ohne Furcht und Tadel,
Aber fast schon von prähistorischem Adel:
Die auf „berg“ und auf „heim“ sind gar nicht zu fassen,
Sie stürmen an in ganzen Massen [...]
Jedem bin ich was gewesen,
Alle haben sie mich gelesen,
Alle kannten mich lange schon,
Und das ist die Hauptsache ..., „kommen Sie, Cohn.“

Aus der Zeit um 1894/95 dürfte aber auch der bissige Sechszweiler „Entschuldigung“ stammen, der gleichfalls erst aus dem Nachlass bekannt wurde und das Bild vom Tanz um das Goldene Kalb auf ein jüdisches „Weltgeschlecht“ zu transponieren sucht. Wohl nicht zufällig hat der sonst integre Sohn Friedrich Fontane die Verse im Juli 1933 im

„Ruppiner Stürmer“ zuerst veröffentlicht:

Die Meyerheims – man verstehe mich recht –,
Die Meyerheims sind ein Weltgeschlecht,
Sie sitzen im Süden, sie sitzen im Norden,
Ums Goldne Kalb sie tanzen und morden,
Name, gleichgültig, ist Rauch und Schall!
Wohl, wohl, der „Meyerheim“ sitzt überall.

Und noch ein letztes Detail, das zeigt, wie Fontane bei dem prekären Thema durchaus auch behutsam reagieren konnte und wollte. In fast allen Auflagen seiner „Gedichte“ findet sich eine Nachdichtung der alten schottischen Ballade „The Jew’s Daughter“, die einen Ritualmord durch eine Jüdin behandelt. 1898, bei der letzten Auflage der „Gedichte“, entfernte er den Text, den er bis dahin aus formaler Liebhaberei immer als ein „Muster von Balladenton“ verteidigt hatte, und bemerkte: „anno 1850 war das alles nicht schlimm, heute liegt es anders“.

Dieser kurze Streifzug durch die brief- und tagebuchverborgenen Äußerungen Fontanes zur „Judenfrage“ sollte zeigen, dass es sich um ein höchst komplexes und problematisches Thema handelt, das von der Forschung und von den Lesern immer mitbedacht werden muß. Aber es geht meines Erachtens nicht an, Fontane in die Reihe der öffentlich wirksam gewesenen Antisemiten einzureihen, die schließlich den Holocaust vorbereiteten. Er hat nichts Antijüdisches publiziert, und sein privat eingestandener Antisemitismus beschädigt nicht ernsthaft die Größe seiner literarischen Statur. Über den Widerspruch zwischen privater Meinung und nobler öffentlicher Haltung maße ich mir kein Urteil an.